



Das Buch

Gib das, was dir wichtig ist, niemals auf, nur weil es nicht einfach ist.

Ina und Richard lernen sich im Teresien-Hospiz kennen, wo Inas Großvater seine letzte Lebenszeit verbringt. Als Ina begreift, dass Richard kein Besucher, sondern schwer krank ist und nicht mehr lange zu leben hat, bricht für sie eine Welt zusammen. Denn längst haben sich die beiden ineinander verliebt.

Nach anfänglichem Zögern lässt Ina sich auf diese ungewöhnliche Liebe ein. Dabei lernt sie, über ihren Schatten zu springen und über Dinge zu sprechen, die sie aus gutem Grund bisher niemandem anvertraut hat.

Als Ina von Richards großem Lebenstraum erfährt, beschließt sie, alles zu seiner Erfüllung beizutragen. Ein Wettlauf mit der Zeit beginnt, denn Richards Kräfte schwinden von Tag zu Tag...

Die Autorin

Nach einem abgebrochenen Studium ging Josefine Weiss auf Weltreise, um herauszufinden, was sie vom Leben wollte. Während ihrer Reise erlebte sie die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins: Große Liebe, herbe Enttäuschung, unverhoffte Glücksfälle und unvermittelte Schicksalsschläge. Und sie lernte unzählige Menschen mit all ihren persönlichen Geschichten kennen, die allesamt ihren Eindruck hinterließen. Inspiriert von all den Bekanntschaften und Erlebnissen begann sie, ihre ersten eigenen Romane zu schreiben.

Solange gehört das Leben noch uns

Roman

Josefine Weiss

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.josefineweiss.de, www.facebook.com/josefineweiss.autorin,
www.instagram.com/josefineweiss.autorin und
www.feuerwerkeverlag.de/weiss

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter

Originalausgabe Juli 2022

© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten

Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk

Herstellung: Books on Demand GmbH

Printed in Europe

Umschlaggestaltung: Grit Bomhauer – grit-bomhauer.com unter

Verwendung von © Depositphotos - fyletto | TTstudio | gektor |

a_taiga | Grycaj | Alexis84

Lektorat: Claudia Grundschock, Berlin

ISBN: 978-3-949221-34-7

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt. Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.

1

SIE hatte ein leichtes Stück ausgesucht, das nur im letzten Takt etwas knifflig zu spielen war. Aber so weit schaffte Leon es heute nicht. Ina hatte nicht gezählt, wie oft sie nach der ersten Hälfte abgebrochen und „Komm, Leon, noch mal von vorn“ zu dem Achtjährigen gesagt hatte, so wie jetzt. Jedes Mal presste er die Lippen aufeinander, während er seine Finger auf den Gitarrensaiten mit größter Konzentration neu sortierte.

Wieder verfehlte er das tiefe C. Er zuckte zusammen, als er hörte, wie schräg der Ton klang. Wenigstens das.

Zum wievielten Mal Ina einen Blick auf die Wanduhr über der Tür warf, wusste sie ebenfalls nicht. Es schien, als habe jemand die Zeiger auf dem Ziffernblatt festgeklebt. Halb fünf. Noch eine halbe Stunde, bis Frau Köhler ihren Sohn abholen und sich bei ihr nach seinen praktisch nicht vorhandenen Fortschritten erkundigen würde. Noch eine halbe Stunde, bis Ina in Windeseile ihre Gitarre im Koffer, die Übungshefte in der Tasche verstauen und das Gebäude der Musikschule verlassen würde. Bis sie sich endlich wieder auf den Weg machen konnte.

Es ging ihm schlechter. Seit etwa einer Woche. Sah man davon ab, dass er seit einem Jahr mit der unheilvollen Diagnose lebte, grenzte es an ein Wunder, dass sein körperlicher Zustand sich erst jetzt derart verschlechterte. Schmerzen, Übelkeit, fehlender Appetit. Sein von der Krankheit und den Chemotherapien ausgemergelter Körper hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem des kraftvollen Großvaters, der Ina als kleines Mädchen mühelos auf den Schultern getragen hatte. Der sie im Winter auf dem Schlitten über die verschneiten Wiesen gezogen hatte und im Sommer mit ihr um die Wette durch den Baggersee gekrault war. Von dem Möhreintopf, den Ina ihm tags zuvor gekocht und von dem er früher nie genug hatte bekommen können, hatte er heute Mittag mit zittrigen Händen gerade einmal einen Löffel heruntergebracht.

„Tut mir leid“, murmelte er, kaum hörbar, zu schwach zum Sprechen, ließ sich zurück ins Kissen sinken und schloss die Augen, als habe er seine letzten Kräfte für diesen einen Löffel Suppe aufgebraucht. Ina konnte ihre Verzweiflung kaum bändigen, aber zeigen wollte sie ihm das nicht. Stumm trug sie den Teller in die Küche. Ihr selbst war der Appetit ebenfalls vergangen, und sie hatte den Rest aus dem Topf in eine Schüssel gefüllt und sie in den Kühlschrank gestellt. Was, wenn er für immer aufhören würde zu essen? Was, wenn er nichts mehr trinken würde?

Doktor Berg kam jeden Tag. Spritzte ihm Morphin. Verordnete Medikamente, die das Elendsgefühl im Magen eindämmen sollten. Nahm Worte in den Mund, die Ina Angst machten. Fortschreitendes Tumorwachstum, keine Heilungschance, Abschiednehmen. Sie sprachen offen miteinander, er und Opa Paul. Sie kannten einander seit der Schulzeit, trafen sich seit Jahren regelmäßig zum Schachspielen, weshalb Eddie Berg auch für Ina kein Unbekannter war.

Glücklicherweise verfügte ihr Großvater über eine Pferdenatur, hatte sich in seinem ganzen Leben kein einziges Mal in einem Krankenhaus behandeln lassen müssen. Er war keiner, der jammerte und klagte, wenn es irgendwo zwickte – im Gegenteil, er beschwerte sich nie, biss die Zähne zusammen, wenn ihm ein Knochen, ein Gelenk, ein Muskel wehtat, und bevor er medizinische Hilfe in Anspruch nahm, suchte er in seiner Hausapotheke nach bewährten Heilmitteln. Melissengeist, Arnikasalbe, Quarkwickel, Ringelblumensud, Brombeerblätterttee, Kräuterlikör. Aber wenn er sagte: „Eddie soll kommen“, dann war es höchste Zeit. Dann wusste Ina, dass weder Melissengeist noch Kräuterbitter imstande waren, zu lindern. *Eddie soll kommen*. Immer wieder in den letzten Tagen.

„Noch mal von vorn, Leon, komm“, hörte Ina sich zum x-ten Mal sagen, und der Junge biss sich auf die Unterlippe und zupfte. Sieben Noten, vier Fehler. Innerlich seufzte sie auf, rief sich zur Ordnung, blickte zur Uhr. Sie war nicht bei der Sache, unkonzentriert, abgelenkt durch das Gedankenkarussell in ihrem Kopf. Kein Wunder, dass Leon sich so oft verspielte. Ihre Anspannung übertrug sich wahrscheinlich auf ihn. Immerhin gelang es ihr, sich nicht über jeden Fehler aufzuregen.

„Ich spiele heute nicht besonders gut, oder?“, hörte sie den Achtjährigen plötzlich sagen.

Sie wandte sich ihm zu, bemerkte erst jetzt seine vor Anstrengung geröteten Wangen. Seit einer halben Stunde leistete er Schwerstarbeit, und anstatt ihm eine Pause zu gönnen, ließ Ina ihn immer wieder von vorn beginnen. Wie rücksichtslos!

Und ich unterrichte dich heute nicht besonders gut, hätte sie erwidern müssen. Im Stillen schalt sie sich, weil sie unentwegt mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt war, ohne dabei auch nur eine Sekunde an Leons Befindlichkeit zu denken. Mit dem Zeigefinger schob er seine Nickelbrille, die während des Spielens langsam in Richtung Nasenspitze gewandert war, zurück an ihren Platz. Erwartungsvoll sah er Ina ins Gesicht. Sie kannte seinen Traum, einmal in einer Band zu spielen, später, wenn er groß genug für eine Erwachsenengitarre war. Aber zunächst galt es, gerüstet zu sein für das große Konzert der Musikschule in vier Wochen. Leons Teilnahme stand auf der Kippe. Aber das sagte Ina ihm nicht. Noch nicht. Nicht heute. Stattdessen rang sie sich ein Lächeln ab.

„An manchen Tagen klappen die Dinge einfach nicht so gut wie an anderen“, sagte sie.

„Geht Ihnen das auch so?“ Er legte seine rechte Hand zum Ausruhen auf die Zarge, so wie Ina es ihm beigebracht hatte.

„Ja“, sagte sie, „das geht mir auch manchmal so.“

Ihre Antwort schien Leon zu beruhigen, und er nickte, als seien ihre Worte eine Absolution für die falsch gespielten Noten der letzten halben Stunde.

Ina beugte sich nach vorn und klappte das Notenheft zu. „Was hältst du davon, wenn wir ein paar Tonleiterübungen machen?“

Wieder schob er seine Brille in Richtung Nasenwurzel.

„C-Dur?“

„Ja, die ist leicht.“

„Okay, dann los.“

Während Leon die Töne der C-Dur-Tonleiter recht passabel anschluss, wanderten Inas Gedanken erneut zu ihrem Großvater und in das kleine Haus am Stadtrand mit dem wilden Garten drumherum, aus

dessen Mitte ein knorriger Walnussbaum seine Äste in den Himmel reckte. Am unteren Ast hing noch immer die Schaukel, die er damals für sie dort angebracht hatte. Eine Schaukel für das Kind, das von einem Tag zum anderen seine Eltern verloren und sich niemandem zugehörig gefühlt hatte. Niemandem außer seinem Opa Paul.

Als sie sich vor zwei Stunden zur Musikschule verabschiedet hatte, hatte er unter größter Kraftanstrengung eine Hand von der Bettdecke gehoben und Ina aus müden Augen angesehen. „Ich komm zurecht“, hatte er gehaucht und die Hand wieder sinken lassen, als sei sie schwer wie ein Mehlsack. Ina wusste, dass er das nur gesagt hatte, um sie zu beruhigen. Er kam nicht zurecht. Nicht mehr. Er konnte inzwischen nicht einmal allein aus dem Bett aufstehen. Zweimal war er bereits gestürzt, weil die nachlassenden Kräfte seiner Beine nicht mehr ausreichten, ihn zu tragen. Auch bei der Einnahme seiner Medikamente brauchte er Hilfe. Nicht nur, weil seine Finger zitterten und die winzigen Tabletten deshalb oft herunterfielen, über den Teppich kullerten und irgendwo zwischen zwei Bodendielen verschwanden, sondern weil er wegen seiner übergroßen Erschöpfung die Augen an manchen Tagen kaum offen halten und die einzelnen Medikamente nicht voneinander unterscheiden konnte.

Ina hatte nicht nur ihm, sondern auch sich selbst versprochen, spätestens um Viertel nach fünf wieder bei ihm zu sein. Sie würde ihm eine Honigmilch machen, die mochte er. Lauwarm, in seiner Lieblingstasse. Der Geschmack und der Duft von warmer Honigmilch erinnerten Ina auch heute, einundzwanzig Jahre später, noch an die Tage nach dem Unfall. Sie war gerade acht geworden, eine der besten Schülerinnen ihrer Klasse gewesen, hatte angefangen, Ballett zu tanzen und Gitarrenstunden zu nehmen. Damals hasste sie ihre rotblonden Locken noch, weil kein anderes Mädchen ihrer Klasse solche Hexenhaare hatte. Warum sah ausgerechnet sie so anders aus? Unter Mützen und Kappen versuchte sie, die grässliche Krause zu verbergen, wenigstens einen Teil davon. Auch an jenem schicksalsträchtigen Tag im Januar, als sie mit rot geweinten Augen bei Opa Paul einzog, während ihre Eltern nach dem Unfall auf der Intensivstation um ihr Leben kämpften. Es war nicht das erste Mal, dass ihr Großvater ihr eine Tasse Honigmilch brachte, aber an diesem Abend, als die Angst

sich wie eine Eisenklammer um Inas Herz krallte, war die Honigmilch Balsam für ihre Seele. In der großväterlichen Umarmung konnten ihre bebenden Schultern allmählich zur Ruhe finden, während die Milch sie wie ein süßer Trost innerlich wärmte. Still lauschte sie den Worten ihres Großvaters, als er von seiner Tochter Annamaria, Inas Mutter, erzählte. Von Annamarias kastanienroter Lockenmähne, die der Grund dafür gewesen war, dass Inas Vater eines Tages auf dieses wunderschöne Mädchen aufmerksam geworden war. *Ich habe immer ein Mädchen gesucht, das anders ist als alle*, hatte Hardy damals zu ihr gesagt, kaum siebzehn Jahre alt, verliebt bis über beide Ohren. Und als Annamaria ein paar Jahre später schwanger gewesen war, da hatte sie sich gewünscht, ihrer kleinen Ina diese Haare zu vererben, damit irgendwann auch zu ihr ein Mann sagen würde: *Ich habe immer ein Mädchen gesucht, das anders ist als alle*.

Die Honigmilch war zu einem Ritual geworden. Und ihre Mützen hatte Ina seitdem nur noch im Winter gegen die Kälte getragen.

2

DIE Tachonadel bewegte sich zwischen neunzig und einhundert, und das in der Achtzigerzone. Viertel vor sechs. Ausgerechnet heute hatte Frau Köhler sich verspätet. Ina hatte Leon nicht allein vor der Musikschule warten lassen wollen und war, innerlich angespannt wie ein Gummiseil, bei ihm geblieben, bis der schwarze Mini Cooper seiner Mutter vor dem Gebäude gehalten hatte. Wortreich hatte Frau Köhler sich entschuldigt. Die Baustelle in der Färberstraße, der Berufsverkehr ... Gedankenlos hatte Ina ihr zugewunken und im Laufschrift den schmalen Weg zu den Parkflächen für die Angestellten eingeschlagen.

Von der Musikschule bis zum Haus ihres Großvaters am Ende der Kreisstadt brauchte sie im Idealfall etwa eine Viertelstunde. Während der Fahrt trieb die Fantasie ihr fortwährend Bilder in den Kopf, gegen die sie sich nach Leibeskräften, aber erfolglos wehrte: Ihr Großvater beim Versuch aufzustehen, mit kraftlosen Beinen das Bett zu verlassen. Sie sah ihn das Gleichgewicht verlieren, zu Boden stürzen, sich den Kopf an der Bettkante aufschlagen, auf dem Teppich liegen, blutend, hilflos, mit gebrochenen Beinen und unerträglichen Schmerzen.

Da leuchteten die Bremslichter des Wagens vor ihr auf. Im letzten Augenblick stemmte Ina ihren Fuß aufs Bremspedal und brachte ihren Fiat knapp hinter der Stoßstange ihres Vordermanns zum Stehen. Fest umklammerten ihre Hände das Lenkrad, und sie atmete hörbar aus. Im selben Augenblick gab ihr Handy ein leises *Pling* von sich. Eine Textnachricht. Ohne hinzusehen, griff sie mit der rechten Hand in ihre Tasche, die neben ihr auf dem Beifahrersitz lag. Sie zog das Handy heraus, tippte blind das grüne Symbol ihrer Nachrichten-App an. Der Wagen vor ihr fuhr langsam an. Ina warf einen raschen Blick auf den Sender der Nachricht. Bastian. Den hatte sie völlig vergessen! „Ich melde mich ...“, hatte sie ihm versprochen. Versprach sie ihm

dauernd. Aber meistens war er es, der anrief oder ihr schrieb. Und meistens war sie es, die sich kleinlaut entschuldigte, weil der Alltag mit ihrem sterbenskranken Großvater, die Halbtagsstelle in der Anwaltskanzlei und die Gitarrenstunden am Nachmittag kaum Zeit ließen für Freunde oder Freizeit. Und schon gar nicht für eine Beziehung, wie sie sich mit Bastian seit ein paar Wochen anbahnte. Sie legte das Handy zur Seite und den ersten Gang ein.

Kurz darauf hielt sie vor dem Haus. Sie sprang aus dem Wagen, eilte durch das Gartentor über den gepflasterten Weg und suchte gleichzeitig nach dem Haustürschlüssel an ihrem dicken Schlüsselbund. Gitarre und Tasche würde sie später aus dem Auto holen. Sie schloss die Tür auf.

„Bin wieder da, Opa!“

Sie durchquerte den schmalen Flur und trat ins Wohnzimmer, wo die Mitarbeiter des Sanitätshauses vor Kurzem ein Krankenbett aufgebaut hatten. Höhenverstellbar per Fernbedienung, ausgestattet mit einer Spezialmatratze und einem Griff zum Aufrichten. „So ein Schnickschnack“, hatte ihr Großvater kopfschüttelnd gemurmelt, seine Meinung jedoch revidiert, nachdem er die Vorzüge dieses Schnickschnacks kennen und schätzen gelernt hatte. Das Bett stand vor dem Fenster, damit er hinaus in den Garten sehen und einen Teil der Straße in den Blick nehmen konnte.

„Lieber Himmel!“, rief Ina aus.

Mit einem Blick erfasste sie die Situation. Stöhnend und mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht wand sich ihr Großvater in den Kissen. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Eine Hand hatte er sich unter den Rücken geschoben, vermutlich, um sich etwas Entlastung zu verschaffen, doch es wirkte, als trüge genau diese Position nur zur Verschlimmerung seiner Schmerzen bei. Ina trat näher, beugte sich zu ihm hinunter. Sein Schlafanzug roch verschwitzt und das Kopfkissen war feucht.

„Ich bin da, Opa. Ich helfe dir, alles wird gut.“ Sie bemühte sich darum, ihre Stimme ruhig klingen zu lassen, zwang sich, langsam zu sprechen, nicht in Hektik zu verfallen, so wie die Schwestern vom Pflegedienst es ihr geraten hatten. Ruhe vermitteln, die sie selbst nicht

verspürte. Ging das überhaupt? Konnte man jemandem etwas geben, was einem selbst fehlte?

„Eddie ... soll ... kommen“, presste ihr Großvater keuchend hervor.

Mit einem Taschentuch tupfte Ina ihm die Schweißperlen von der Stirn. Was, wenn er in diesem Augenblick, hier neben ihr, sterben würde? War dies der Moment des letzten Atemzugs? Oder nur eine Ankündigung? Eine Art drohender Vorbote? Einer, der ihr zeigen wollte: Schau her, so kann es sein ... so wird es mit ihm zu Ende gehen.

Alle Wärme wich aus Inas Händen. Ihr Herz begann zu trommeln. „Ich rufe ihn sofort an.“

In ihrem Mobiltelefon hatte sie nicht nur die Telefonnummer der Praxis, sondern auch Eddie Bergs private Mobilnummer gespeichert. Die Zusage, ihn jederzeit anrufen zu können, auch am Wochenende, auch nachts, auch an Feiertagen, wie er ausdrücklich betont hatte, schenkte eine gewisse Erleichterung. Andererseits hatte auch ein Hausarzt ein Privatleben und befand sich sicher nicht durchgängig im Standby-Modus. Auf der Suche nach ihrem Handy drehte Ina sich einmal um sich selbst.

Mist! Sie hatte vorhin ihre Tasche im Auto gelassen. Eilig lief sie in den Flur, wo sich hinter der Kommode der Festnetzanschluss befand. Ihr Großvater besaß kein tragbares Telefon, sondern eins, das über ein Kabel mit dem Wandanschluss verbunden war. Wie oft hatte Ina ihm geraten, wenigstens ein längeres Kabel anbringen zu lassen, eins, mit dessen Hilfe sich das Telefon bequem mit ins Wohnzimmer oder in die Küche nehmen ließe. Aber in solchen Dingen war ihr Großvater ein Sturkopf. Wenigstens hatte er die Telefonnummern seines alten Freundes abgespeichert, und Ina tippte die Mobilnummer an. Nach zweimaligem Läuten nahm Doktor Berg ab. In wenigen Sätzen beschrieb sie die Situation. Er fackelte nicht lange. Sie solle sich keine Sorgen machen, er sei in zehn Minuten bei ihnen. Eine Stimme voller Ruhe. Das, was sie in diesem Moment nicht nur geben wollte, sondern selbst brauchte.

Ina legte den Hörer auf. Gedämpft drang das Stöhnen ihres Großvaters zu ihr herüber. Ruhe vermitteln. Wie gern würde sie das. Wie gern würde sie alles tun, was seinem Wohlbefinden diene. Wenn

sie den Krankenschwestern des Pflegedienstes dabei zusah, wie geschickt und routiniert sie ihn am Morgen wuschen, Kissen und Laken bezogen, ohne ihn aus dem Bett zu holen, seinen knochigen Rücken mit einem Öl einrieben, das nach Eukalyptus duftete, und seinen geschwächten Körper im Bett auf eine Weise positionierten, dass er so entspannt wie möglich lag, konnte sie nicht umhin, sie für all das zu bewundern. Und sie wünschte sich nichts mehr, als diese Handgriffe ebenfalls mit solchem Geschick zu beherrschen. Doch immer wieder stellte sie resigniert fest, dass sie bei der Pflege und Versorgung ihres Großvaters an ihre Grenzen geriet. Hätte sie doch damals einen anderen Beruf ergriffen. Einen, der ihr nun nützlich sein könnte. Müßig, darüber nachzudenken.

Sie öffnete die Haustür und lehnte sie an, damit Doktor Berg hereinfand, ohne klingeln zu müssen. Dann trat sie wieder ins Wohnzimmer. Sie füllte ihre Lungen mit einem tiefen Atemzug.

„Er ist gleich da“, sagte sie, als sie an das Bett ihres Großvaters trat. „Hast du Durst?“

Das Glas, das sie mit Wasser gefüllt hatte, bevor sie zur Musikschule aufgebrochen war, stand unberührt auf dem kleinen fahrbaren Tisch neben dem Bett. Vor zwei Wochen war er noch in der Lage gewesen, den Arm auszustrecken und nach dem Getränk zu greifen. Der Gedanke, er könne Durst haben und niemand sei bei ihm, um ihm einen Schluck Wasser zu geben, zerriss Ina das Herz. Und einmal mehr breitete sich ein Anfall von Verzweiflung in ihr aus. So konnte es nicht weitergehen! Aber in ein Pflegeheim wollte er nicht, das hatte er ihr deutlich zu verstehen gegeben. Auch für sie selbst war der Gedanke, ihn dort als einen von vielen zu wissen, kaum auszuhalten. Sie wollte für ihn da sein, ihm das sein, was er für sie gewesen war, damals, als sie niemanden mehr gehabt hatte außer ihm.

Er nickte schwach. Ina griff nach dem Wasserglas, schob eine Hand unter seinen schweißnassen Nacken und hielt ihm mit der anderen das Glas an den Mund. Er spitzte die Lippen, trank ein paar Tropfen und verschluckte sich. Das Wasser im Glas schwappte über den Rand, ergoss sich über den faltigen Hals des alten Mannes, durchnässte den Kragen seines Schlafanzuges. Ein Hustenanfall schüttelte ihn, er rang nach Atem. Nach einer Weile beruhigte er sich und schloss die Augen

vor Erschöpfung. Hilflos stand Ina neben seinem Bett. Im Stillen flehte sie darum, dass er nicht sterben möge. Nicht jetzt. Nicht so.

„EIN Hospiz?“

„Ja, ich glaube, das ist die beste Lösung.“

„Auch für ihn?“

„Vor allem für ihn.“

„Ins Hospiz geht man zum Sterben, oder?“

Doktor Berg nickte. Er trank einen Schluck von dem Kaffee, den Ina ihm angeboten hatte, nachdem er seinem alten Freund ein starkes Schmerzmittel injiziert hatte und etwas Ruhe eingekehrt war. Nun saßen sie beieinander an Opa Pauls Küchentisch und überlegten gemeinsam, was geboten war, um solche kritischen Situationen künftig zu vermeiden. Dass der sich stetig verschlechternde Zustand ihres Großvaters und die damit verbundenen Schwierigkeiten bei seiner Versorgung Ina allmählich überforderten, hatte sie nicht betonen müssen. Ein erfahrener Hausarzt wie Eddie Berg erkannte so etwas.

Nachdem Paul sich mithilfe der Schmerzspritze etwas entspannt hatte, hatte Doktor Berg seinen Freund in den Armen gehalten, während Ina das Kopfkissen bezogen und Pauls Schlafanzugoberteil gegen ein frisches getauscht hatte. Eine Träne war dabei aus Pauls rechtem Augenwinkel seine Schläfe hinabgelaufen. Ina hatte sie bemerkt, mit einem Kloß im Hals, getragen von einer Welle des Mitgefühls. Rasch hatte sie sich zu ihrem Großvater gebeugt und mit dem Daumen über die Tränenspur gewischt. *Nicht weinen, Opa, wir sind bei dir.*

„Zunächst mal gehen sie zum Leben hin“, erklärte Doktor Berg.

Er strahlte eine Gelassenheit aus, die Ina als ausgesprochen wohltuend empfand. Eddie Berg war Mitte siebzig und von drahtiger Statur. Seine Hausarztpraxis hatte er bereits vor Jahren in die Hände eines Nachfolgers gelegt, aber ein paar Patienten betreute er noch immer.

„Es geht ja um die Möglichkeit, in der letzten Lebensspanne so gut umsorgt wie möglich zu sein“, fuhr er fort. „Dafür eignet sich ein Hospiz am besten.“

„Ich habe damit keine Erfahrung“, sagte Ina.

Es fiel ihr schwer, sich ihren Großvater in einem Haus vorzustellen, in dem jeden Tag gestorben wurde. War ein Hospiz nicht so etwas wie ein Pflegeheim für Sterbende? Was für ein gruseliger Gedanke! Konnte es wirklich die beste Lösung sein, ihn dorthin bringen zu lassen? An einen Ort, den er nicht kannte? Zu Menschen, die ihm fremd waren und für die er ebenfalls ein Unbekannter war? Sein Herz hing an diesem Haus, an dem Garten, dem Nussbaum. Mitte der Sechziger hatte er es gekauft, hatte zunächst mit seiner Frau, dann mit Frau und Tochter, nach dem frühen Tod seiner Frau ein paar Jahre allein und danach mit seiner Enkelin darin gewohnt. Jede Nische, jeder Winkel, jeder Zentimeter Raum war angefüllt mit Erinnerungen.

„Er will zu Hause sterben.“ Sie senkte den Kopf, starrte auf die Tischplatte.

„Ja, das äußerte er“, erwiderte Doktor Berg. Er nahm seine Brille ab und legte sie neben die Kaffeetasse. Mit Daumen und Zeigefinger massierte er die Stelle, an der der Nasensteg eine feine Kerbe in der Haut hinterlassen hatte. „Und ich würde ihm seinen Wunsch liebend gern erfüllen. Aber unter diesen Umständen ist eine angemessene Versorgung und Pflege zu Hause nicht länger möglich.“ Er schob die Brille wieder an ihren Platz. „Du bemüht dich, Ina, und du machst das wirklich gut, aber du siehst genauso wie ich, dass es so nicht weitergehen kann. Du reibst dich auf, und das ist das Letzte, was Paul will, da bin ich sicher.“

Sie schwiegen, tranken Kaffee. Die Wanduhr neben der Küchentür tickte unnatürlich laut.

„Wir müssen mit ihm darüber reden“, sagte Ina.

Sie fragte sich, ob es Worte für so etwas gab. Worte, mit denen eine Enkelin ihrem Großvater das Unbegreifliche begreiflich machen konnte, ohne ihm wehzutun. *Du kannst nicht länger hierbleiben, Opa. Ich schaffe es nicht mehr, mich um dich zu kümmern.* Allein der Gedanke, so mit ihm zu sprechen, rief ein beklemmendes Gefühl in ihr hervor. Er war wie ein Knoten, der sich eng und enger zuzog.

„Wenn du einverstanden bist, übernehme ich das.“

Da war sie wieder, die Besonnenheit in der Stimme des Arztes. In einem einzigen Augenblick löste sie den Knoten, nahm sie Ina etwas von der Schwere, der Angst, von der Sorge, mutterseelenallein mit dieser Entscheidung zu sein. Da war jemand, der sich auskannte. Der half, der Bescheid wusste, der nicht nur redete, sondern auch handelte. Der dafür sorgte, dass sich die Last auf ihren Schultern etwas leichter anfühlte. Sie hob den Kopf, sah dem Arzt offen ins Gesicht.

„Das wäre mir wirklich eine wahnsinnige Hilfe“, sagte sie, „vielen Dank!“

„Er wird ein paar Stunden schlafen“, sagte Doktor Berg. „Morgen früh komme ich wieder und rede mit ihm. Und dann kümmere ich mich um einen Hospizplatz.“

Nachdem er gegangen war, überzeugte Ina sich davon, dass ihr Großvater schlief. Gleichmäßig hob und senkte sich sein Brustkorb. Ein leises Röcheln begleitete jeden Atemzug. Sie schaltete die kleine Lampe auf der Fensterbank ein, die ihm die Orientierung erleichterte, wenn er in der Nacht aufwachte. Mit einem Blick vergewisserte sie sich außerdem, dass der Funkmelder ordnungsgemäß in der Steckdose hinter dem Bett steckte. Der Empfänger war oben in ihrer Wohnung am Stromnetz angeschlossen. Seit sie dieses Meldesystem im Haus angebracht hatten, war Ina wesentlich wohler zumute, wenn sie sich in ihrer Dachgeschosswohnung aufhielt. Die Angst, ihr Großvater könne Hilfe benötigen, ohne die Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen, hatte sich damit wesentlich reduziert. Als sie das Wohnzimmer verließ, fiel ihr plötzlich die Honigmilch ein, für die heute keine Gelegenheit gewesen war. Morgen. Ganz bestimmt.

Sie ging nach draußen, um ihre Gitarre und die Tasche aus dem Auto zu holen. Bastian kam ihr in den Sinn. Und seine Nachricht, die sie zwar gesehen, aber noch nicht gelesen hatte. Gleich nachdem sie ihre kleine Dachgeschosswohnung betreten und die Schuhe von den Füßen gestreift hatte, öffnete sie ihren Messenger. Dabei entdeckte sie eine weitere Nachricht, die vor einer halben Stunde gesendet worden war.

Alles gut bei dir? Wenn ich helfen kann, sag Bescheid. Kuss, Caro.

Ina lächelte. Caro verlor nie viele Worte. Aber sie war da. Verlässlich wie ein Fels in der Brandung. Eine beste Freundin, wie

man sie sich wünscht. Die spontan mit selbst gebackenem Pflaumenkuchen oder einer Pizza Funghi vor der Tür stand, wenn sie wusste, dass Ina aus Zeitmangel einen ganzen Tag lang wieder nicht zum Essen gekommen war. Die beim Tapezieren half und den Wochenendeinkauf für Ina erledigte, wenn es Opa Paul so schlecht ging, dass sie ihn nicht allein lassen wollte. Die um die besondere Verbindung zwischen ihr und ihrem Großvater wusste und die ahnte, dass seine Krankheit und die fehlende Perspektive auf Heilung Ina mehr belastete, als sie vorgab. Und eine Freundin, die darauf achtete, dass Ina bei all dem, was sie tagtäglich forderte, nicht vergaß zu leben. Deshalb hatte sie Bastian ins Spiel gebracht. Vor ein paar Wochen. Ein neuer Kollege aus der EDV-Abteilung. Groß, blond, mit unfassbar blauen Augen, höflich, witzig, hilfsbereit. In den höchsten Tönen hatte Caro von ihm geschwärmt und immer wieder betont, dass sich ihre beiden Single-Kolleginnen ein Kopf-an-Kopf-Rennen lieferten, um ein Date mit ihm zu erhaschen.

Ina öffnete die Balkontür. Augenblicklich drang der Gesang der Amseln an ihr Ohr, die Abend für Abend in der Krone des Nussbaums ihr Konzert gaben. Ob es im Hospiz auch einen Garten mit einem Amselchor gab? Ob jemand das Fenster öffnen würde, damit ihr Großvater das Vogelgezwitscher hören konnte? Es würde ihn an zu Hause erinnern, würde ihm gefallen, da war Ina sicher. Ob sie darauf hinweisen durfte? *Bitte machen Sie ihm abends das Fenster auf, damit er die Vögel singen hört?* Eine Bitte, die in den Ohren des Personals wahrscheinlich albern klang.

Mit dem Telefon in der Hand sank sie in die Polster des Korbessels, der mit seinen enormen Ausmaßen die Hälfte des kleinen Balkons einnahm. Irgendwo bellte ein Hund. Ina legte den Kopf in den Nacken, ließ ihren Blick hinauf zum Abendhimmel wandern, an dem ein paar zerrupfte Wolken trieben. Dankbar für den Moment der Ruhe schloss sie die Augen. Wie heilsam sich dieses flüchtige Gefühl des Friedens anfühlte, und wie wenig es brauchte, um sich seiner bewusst zu werden. Da fiel ihr wieder Bastians ungelesene Nachricht ein. Sie öffnete die Augen, tippte im Messenger seinen Namen an.

Du fehlst mir. Wann können wir uns sehen? Meld dich, wenn du Lust auf Mexikanisch, Indisch, Italienisch hast. Oder auf eine Eigenkreation.

Er kochte fantastisch. Eine nicht zu unterschätzende Tatsache, über die Caro beim Aufzählen seiner Vorzüge nicht informiert gewesen war. Noch bevor Ina ihre Antwort schreiben konnte, erreichte sie ein eingehender Anruf. Eddie Berg.

„Ja, Ina hier.“

„Gute Nachrichten“, hörte sie den Arzt am anderen Ende sagen. „Ich wollte keine Zeit verlieren und habe vorhin direkt mal mit Eva Sperling telefoniert. Sie leitet das Teresienhospiz. Wir kennen uns schon ein paar Jahre.“

Ina hielt den Atem an. Der zuvor verspürte Augenblick des Friedens, in dem sich die Krankheit ihres Großvaters und sein drohendes Sterben wie in einen sanften Nebel zurückgezogen und der sogar ein paar Gedanken an Bastian zugelassen hatte, zersprang wie ein Glas, das zu Boden fällt. Mit einem Mal rückte dieses Sterbehaus wieder in eine beängstigende Nähe.

„Heute ist ein Platz frei geworden, der allerdings gleich wieder belegt wurde“, sagte Eddie Berg. „Die Warteliste ist lang, und die Menschen auf dieser Liste haben nicht endlos Zeit.“

Ina fragte sich, was Doktor Berg mit den guten Nachrichten gemeint hatte, wenn es so viele Menschen gab, die schon länger als ihr Großvater auf einen Hospizplatz warteten.

„Aber sie hat sich Pauls Namen notiert und wird sehen, was sich machen lässt.“

Nervös knibbelte Ina mit der freien Hand am Saum ihres Pullovers. „Das heißt?“, fragte sie.

Wir müssen es ihm doch erst noch sagen ... Wir brauchen ein bisschen Zeit, Opa und ich ...

„Das heißt, sie meldet sich bei mir, sobald sie einen Platz für ihn hat.“

Wie ein Echo hallten die Worte in ihrem Kopf nach.

„Es kann also schnell gehen oder auch nicht?“

„Genau.“

Ihre Augen begannen zu brennen. Sie presste ihr Handy ans Ohr und wusste nicht, was sie sagen sollte.

„Alles in Ordnung, Ina?“

Sie schluckte, atmete tief ein. „Ja, ich bin nur ein bisschen ... Ich meine, dass er vielleicht schon bald nicht mehr hier ... Also, dass wir beide hier nicht mehr zusammen ...“ Ihre Stimme brach.

„Es ist das Beste für euch beide, du wirst sehen.“

4

NICHT einmal vierundzwanzig Stunden später meldete sich das Teresienhospiz. Ina hatte nicht gewusst, dass Hospizplätze ein so begehrenswertes Gut waren. Nie hatte sie sich dafür interessiert, welche Orte Menschen zum Sterben wählten. Als junge Frau von Ende zwanzig bestand für sie nicht der geringste Anlass, sich mit dem Lebensende zu beschäftigen. Dabei war der Tod vor Jahren schon einmal mit Pauken und Trompeten in ihr Leben eingedrungen, in ihr sorgloses, behütetes Kinderleben. Ohne sie zu fragen, hatte er es bis in seine Grundmauern erschüttert. Doch mit acht war sie zu jung gewesen, um sich weitreichende Gedanken zu machen über die Philosophie der Vergänglichkeit und die Orte, an denen Menschen sich auf den Tod vorbereiteten. Sie hatte begriffen, dass ihre Eltern nicht mehr zurückkehren würden, ihre leblosen Körper in den Gräbern ruhten und ihr selbst nichts weiter blieb, als sich verzweifelt an das Leben zu klammern, das ihr plötzlich so verwaist und leer erschienen war.

Sie rief in der Kanzlei an, um sich kurzfristig für den Rest der Woche freizunehmen. Man zeigte Verständnis für ihre Situation, gab ihr gute Wünsche mit, mitfühlende Worte, bat sie, sich zu melden, wenn man helfen könne.

Anschließend schob sie das Handy in die Gesäßtasche ihrer Jeans, griff nach dem Schlüsselbund und verließ die Dachgeschosswohnung. Vor einer halben Stunde hatte sie Eddie Berg ins Haus gelassen.

„Ich hab gar nicht nach dir gerufen“, hatte Paul mit brüchiger Stimme gesagt, als sein Freund zu ihm ans Bett getreten war, und ihn dabei aus müden Augen erstaunt angesehen.

„Ich dachte, ich beweise dir mal, dass ich dich auch besuchen kann, ohne dass du nach mir rufst.“

Ina hatte Doktor Berg einen Stuhl aus der Küche gebracht, ihn neben das Bett gestellt und sich leise zurückgezogen. Mit einem Herzen so

schwer wie Blei. Wie eine Verräterin war sie sich vorgekommen, als sie die Treppe raufgeschlichen war. Als liefere sie ihren geliebten Großvater seinem unabänderlichen Schicksal aus.

Einerseits wäre sie gern im Raum geblieben, um zu hören, mit welchen Worten Eddie Berg seinen Freund darüber informierte, dass er schon am nächsten Tag sein Haus für immer verlassen und in ein Hospiz umziehen würde. Gleichzeitig fürchtete sie die unvorhersehbare Reaktion ihres Großvaters, seinen Gesichtsausdruck, seinen Blick, seinen stillen Vorwurf, der sich zweifellos auch gegen sie richten würde. Nicht instande, all dies einzuschätzen, bestand Inas einziger Schutz darin, sich im Hintergrund zu halten und auf das einfühlsame Wesen des Arztes zu vertrauen, der Paul lange genug kannte. Im Stillen hoffte sie inständig, dass ihr Großvater sich nach dem ersten Protest einverstanden erklären würde. Ohne seine Zustimmung würden sie ihn nicht ins Hospiz bringen, das hatten sie ausgiebig besprochen. Sollte er sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, würden sie eine andere Lösung finden müssen.

Die halbe Stunde hatte sie absichtlich verstreichen lassen, bevor sie nun in die Wohnung ihres Großvaters zurückkehrte. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Als sie sich der halb offenen Wohnzimmertür näherte, hörte sie die Stimmen der beiden Männer. Offensichtlich war Eddie Berg im Begriff sich zu verabschieden. Ina sah ihn neben dem Bett stehen. Er hielt die Hand ihres Großvaters, sprach mit ihm, zu leise, als dass sie seine Worte hätte verstehen können. Als er sich umwandte und den Raum verließ, trat Ina einen Schritt zurück. Fragend sah sie ihn an.

Und? Weiß er Bescheid? Wie hat er reagiert? Was hat er gesagt? Wie geht es ihm jetzt? Ist er einverstanden? Soll ich packen? Was braucht er dort?

Die Fragen jagten einander, ihr Herz schlug noch immer wild, aber aus ihrem Mund kamen keine Worte. Sie hoffte, Doktor Berg möge all das Unausgesprochene von ihrem Gesicht ablesen können, weil sie nicht instande war, auch nur eine ihrer Fragen über die Lippen zu bringen. Sie spürte den sanften Druck seiner Hand auf ihrer Schulter und folgte ihm durch den Flur nach draußen, wo er sich vor der Haustür zu ihr umdrehte.

„Ich glaube, er hätte dich heute gern um sich.“ Er blinzelte in die Sonne, beschattete mit einer Hand seine Augen.

Ina seufzte auf. „Ich habe gewusst, dass er es nicht gut aufnehmen wird. Sein Zuhause bedeutet ihm alles.“

„Natürlich ist es nicht leicht für ihn“, erwiderte Doktor Berg. Er trat einen Schritt zur Seite, in den Schatten des Vordaches. „Ich habe ihm versprochen, dass ich auch weiter für ihn da bin. Als Freund und als Arzt.“

„Dann muss er sich dort nicht an einen neuen Arzt gewöhnen?“ Ina spürte, wie eine Welle der Erleichterung sich in ihr ausbreitete. Eine Sorge weniger!

Er schüttelte den Kopf. „Nein, wir Hausärzte arbeiten mit den medizinischen Kollegen in den Hospizen zusammen, betreuen aber unsere Patienten dort genauso wie zu Hause.“

„Gut.“

„Das sagte er auch.“

Ina lächelte.

„Er sorgt sich um dich.“

„Was?“ Mit großen Augen blickte sie ihn an. „*Er* sorgt sich um *mich*?“

„Er ist dein Großvater, und er ist für dich da, seit du ein kleines Mädchen warst. Er hat nur dich.“ Er nickte ihr zu, wandte sich zum Gehen und drehte sich noch einmal um. „Ich wünsche euch, dass euch noch ein bisschen Zeit bleibt.“

Ina schlang die Arme um den Oberkörper, als müsse sie sich Wärme verschaffen, dabei bewegten sich die Temperaturen seit Tagen oberhalb der zwanzig Grad.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Doktor Berg.“

Er legte den Kopf schräg, wie es seine Art war, wenn er sie neckte. „Du könntest endlich damit anfangen, mich beim Vornamen zu nennen.“

Sie lächelten einander an.

„Okay“, erwiderte sie, „ich versuche es.“

Er winkte ihr zum Abschied zu, und sie sah ihm nach, wie er zum Gartentor ging. Zurück im Haus stellte sie einen Topf auf den Herd in

der Küche und schüttete Milch hinein. Aus dem Schrank nahm sie zwei Tassen, gab in jede einen Teelöffel Honig, den guten vom Imker, und griff nach dem Tablett auf dem Tisch. Nach kurzer Zeit stieg feiner Dampf aus dem Topf auf. Sie wartete den Zeitpunkt ab, kurz bevor die Milch anfangen aufzuwallen, zog den Topf vom Herd, schaltete die Platte aus und goss die warme Milch in die Tassen.

„Keinen Hunger“, hörte sie ihren Großvater brummeln, als sie sich ihm mit dem Tablett näherte. Er lag halb auf der Seite, den Blick aus dem Fenster gerichtet.

„Ich weiß“, erwiderte sie. „Ist nichts zu essen.“

„Sonst willst du immer, dass ich esse.“

„Heute nicht.“ Sie stellte das Tablett auf dem Tisch neben dem Bett ab.

„Dachte schon, du bringst mir die Henkersmahlzeit.“

Der skurrile Humor ihres Großvaters war Ina nicht fremd, heute aber fiel es ihr schwer, darüber zu lachen. Ironie war sein Schutzpanzer, das wusste sie.

„Darf ich?“ Sie half ihm, sich auf den Rücken zu drehen, und stellte das Kopfteil seines Bettes aufrecht.

„Du hast mir viel Gutes beigebracht, Opa.“

„Das will ich hoffen.“ Ein Hustenanfall schüttelte ihn, und Ina wartete geduldig, bis er vorbei war.

„Das hier zum Beispiel.“ Sie griff nach seiner Tasse. Rot-weiß, mit dem Emblem seines Lieblingsvereins.

„Hühnerbrühe?“

„Besser.“

Früher hätte er die Nase über die Tasse gehalten und den leicht süßlichen Duft erschnuppert. Inzwischen war ihm diese Fähigkeit verloren gegangen, so wie auch sein Geschmackssinn durch die Medikamente der Chemotherapie in Mitleidenschaft gezogen worden war.

„Komm, probier.“

Seine Rechte legte sie um Inas Hand, die die Tasse festhielt. Sie stützte seinen Kopf, damit er kosten konnte. Einen Schluck, noch einen. Ganz leicht hoben sich seine Mundwinkel nach oben, die

Ahnung eines Lächelns, das signalisierte, dass er zumindest eine Spur von Honigmilch schmeckte.

„Bist die Beste.“

„Das sagst du dauernd.“

„Dann wird was dran sein.“

Noch einmal half sie ihm beim Trinken.

„Hast du auch eine?“

„Klar.“ Sie stellte seine Tasse zurück auf das Tablett, nahm ihre eigene zur Hand und setzte sich auf die Bettkante. Eine Weile schwiegen sie. Fieberhaft überlegte Ina, wie sie ihn möglichst schonend auf den Umzug ins Hospiz ansprechen sollte, ohne die gelöste Stimmung zwischen ihnen zu zerstören.

„Opa, ich ...“

„Sag nichts“, unterbrach er sie. Er wandte ihr sein Gesicht zu, das ihr heute noch kantiger und fahler erschien als sonst. „Ist gut so, wie es ist.“

Sie öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch wieder kam er ihr zuvor.

„Komm mich ab und zu besuchen, ja?“

In seinem Blick lag ein solch heftiges Flehen, wie Ina es noch nie bei ihm gesehen hatte. War das seine größte Angst? Dass er getrennt von ihr seinen letzten Weg gehen müsste? Dass er sie nicht mehr sehen würde? Ihr war, als drücke etwas von außen auf ihren Brustkorb, das sie daran hinderte, genug Luft einzuatmen. *Er hat nur dich, Ina ...*

„Ich komme jeden Tag zu dir, Opa, versprochen.“

(...)

Ende der Leseprobe

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.josefineweiss.de,
www.facebook.com/josefineweiss.autorin,
www.instagram.com/josefineweiss.autorin und
www.feuerwerkeverlag.de/weiss

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnen**
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter

Gratis Kurzroman sichern

Im schönsten Moment

Eine herzerreißende Geschichte über die Liebe auf den ersten Blick und die Magie der zweiten Chance...



Der erste Eindruck, den Lilli und August voneinander haben, könnte nicht schlechter sein: Er, ein arroganter Idiot. Sie, eine kratzbürstige Vogelscheuche. Zum Glück gibt ihnen der Umstand, dass sie gemeinsam mitten in der Nacht zwei Stunden lang in einem Aufzug feststecken, Gelegenheit, diese Eindrücke zu revidieren. Bei einem Spiel, mit dem sie anfangs lediglich die Zeit totschiessen wollen, lernen sie sich nicht nur gegenseitig kennen, sondern erhalten auch Klarheit über einige Dinge in ihrem eigenen Leben. Aus ihrer Offenheit entsteht Sympathie und Nähe, vielleicht sogar noch mehr, doch das bleibt unausgesprochen. Die beiden trennen sich nach ihrer Rettung, ohne mehr vom Anderen zu wissen als den Vornamen. Vergessen können sie einander nicht. Hält das Schicksal eine zweite Chance für den verpassten Moment bereit?

Den 80-seitigen Kurzroman komplett kostenlos herunterladen:

www.josefineweiss.de/kurzroman

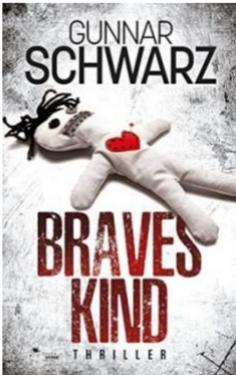
Weitere Bücher des Verlages



[Nach deinem Irgendwann](#)

Josefine Weiss

Der Einzug eines neuen Nachbarn wirbelt Annas strukturiertes Leben schlagartig durcheinander. Denn Nils weckt Sehnsüchte in ihr, die sie sich vor langer Zeit zu fühlen verboten hat. Plötzlich ist sie gezwungen, ihr Dasein als Ersatzmutter für ihre Geschwister und ihr eigenes Leben auf dem Abstellgleis zu hinterfragen. Nils lässt ihre Mauern bröckeln, und Anna steht vor der Wahl, ihre Träume und Ängste weiter zu verdrängen und so zu leben wie bisher oder das eine zu tun, vor dem sie am meisten Angst hat: Jemandem zu vertrauen. Genau in dem Moment, als sie endlich lernt, loszulassen, verändert sich plötzlich alles, und Anna steht erneut vor einem scheinbar unüberwindbaren Scherbenhaufen...



[Braves Kind](#)

Gunnar Schwarz

In Hamburg verbreitet sich ein verstörendes Video. Ein Mädchen in einem weißen Kleid liegt tot am Elbufer, in ihrer Hand hält sie eine blutverschmierte Stoffpuppe. Kommissarin Sina Claasen nimmt zusammen mit ihrem Kollegen Eric Bartels die Ermittlungen auf. Doch anstatt des Kindes finden sie die grausam zugerichtete Leiche eines Hamburger Politikers. Als weitere Mädchen verschwinden, wird schnell klar, dass das vermisste Mädchen und der tote Politiker nur die Spitze eines unfassbaren Eisbergs sind. Und je tiefer die Ermittler graben, desto mehr sehen sie sich einem tiefschwarzen Abgrund gegenüber - einem Abgrund, der auch sie in die Tiefe zu reißen droht...

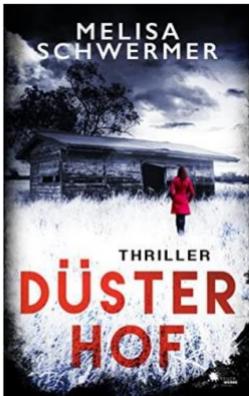


Immer der Liebe entgegen

Hanna Holmgren

Frisch getrennt von ihrem Freund verlegt Maja ihren Arbeitsplatz kurzerhand für vier Wochen auf die Sonneninsel Rügen. Als sie an ihrer Unterkunft ankommt, wird sie völlig ungläubig von Bent, dem gutaussehenden Besitzer des Hofes, in Empfang genommen - denn die Wohnungen werden eigentlich nicht mehr vermietet. Schnell wird klar, dass Bents Tante Fine ihre Finger im Spiel hat. Charmant überredet diese Maja, zu bleiben und gemeinsam mit ihr die verstaubten Wohnungen heimlich aus ihrem Dornröschenschlaf zu erwecken. Als Bent davon Wind bekommt, ist er gar nicht begeistert. Maja will schon aufgeben und sich eine andere Unterkunft suchen, doch dann passiert etwas, das sie zum Bleiben bewegt.

Vier ereignisreiche, emotionale und sonnige Wochen auf Rügen beginnen, die am Ende nach einem ganzen Leben schmecken - wäre da nicht Bents komplizierte Vergangenheit...



Düsterhof

Melisa Schwermer

Eine junge Frau wird in ihrer Wohnung überfallen und bestialisch ermordet. In scheinbar blinder Wut hat der Täter unzählige Male auf sie eingestochen. Schnell fällt der Verdacht auf ihren Ex-Freund, der die Trennung offenbar nicht überwunden hat. Doch seine Anwältin Annabelle Hart glaubt nicht, dass er der Täter ist, auch wenn alles auf ihn hindeutet. Gemeinsam mit dem Privatdetektiv Felix Hertzlich macht Annabelle sich daran, die Unschuld ihres Mandanten zu beweisen und stößt dabei auf einen kranken Killer, der eine Frau nach der anderen hinrichtet.